

Deutschland ab vom Wege

Henning Sußebach macht sich auf den Weg durchs Hinterland: „Ich wollte das Unbekannte kennenlernen, das Abseitige erkunden – zumal, wenn das Abseitige so groß ist, dass man es genau genommen nicht abseitig nennen kann: fast das ganze Land.“ Und so läuft er einmal längs durch Deutschland, fast vollständig ohne Straßen zu berühren, vom Darß bis zur Zugspitze, in 50 Tagen. Natürlich geht es nicht nur um die Verschiedenheit der Landschaften; es geht um die Menschen. Die Deutlichkeit, mit der die gesellschaftliche Spaltung zwischen Armen und Reichen und auch die zwischen Stadt und Land verläuft, ist für den Städter unerwartet.

1. Kapitel: Der Norden

Inzwischen ist er ungefähr auf der Höhe von Hamburg

An den mecklenburgischen Seen kam der Sommer zurück, als wollte er sich erklären. Plötzlich war Leben im Land, Licht, von allen Seiten kam Bewegung ins Bild. Mähdrescher mit riesigen Heuschreckenköpern fraßen sich durch die Felder. Am Rande eines Hofes sah ich eine Gruppe Mädchen beim Voltigieren zu; ein Kind stand Kreis um Kreis auf dem Rücken eines Pferdes, stockgerade und stolz, Zirkus ohne Zelt. Wurde es Abend, brachten Väter ihren Söhnen auf abgelegenen Waldwegen Motorradfahren bei. Ich lief jetzt in schweren, klobigen Stiefeln, ein altes, krachledernes Paar, das meine Frau aus dem Keller geholt hatte. Wir trafen uns an einer Landstraße zwischen den Dörfern Hägerfelde und Klein Uphal; ich hatte zu Fuß eine Woche dorthin gebraucht, sie mit dem Auto zwei Stunden.

Trockenen Fußes ging ich durch von der Eiszeit geschliffene Landschaft, eher dünn als hügelig, in Senken lagen kreisrunde Seen, auf einem Steg saßen zwei junge Frauen, Rücken an Rücken. Gern hätte ich beide nach ihren Leben gefragt, aber das hätte bedeutet, sie zu erschrecken. Für sie kam ich aus dem Nichts, ein Fremder, der wie auf der Flucht über die Felder stolperte. Mir wuchs jetzt ein Bart.

Am Dobbertiner See legte ich einen Tag Pause ein, hielt am Ufer meine Füße in die Sonne, teilte mir ihre Wärme mit einer Blindschleiche im Gras. Dies war Fontane-Land, windstill. Im Wasser spiegelten sich die Türme eines Klosters, trutziger Außenposten der Christianisierung, schon vor Jahrhunderten säkularisiert und von allen folgenden Herrschern in eigener Sa-

che genutzt. Unter den Nazis Unterschlupf für ausgebombte SS-Angehörige, nach Kriegsende Entlausungslager für russische Kriegsgefangene, von 1962 an Heim für geistig Behinderte und psychisch Kranke unter Trägerschaft der Bezirksnervenklinik Schwerin, seit der Wende geführt von einer Diakoniewerk gGmbH.

Ich lernte, der Legende nach heiße Dobbertin «guter Ort», eine slawische Gründung, *dobry, dobre, dobar, dober* sagt man auch heute wenig weiter östlich. Und Dobbertin war gut zu mir. Unter den psychisch Kranken im Städtchen fiel ich kaum auf, als ich – bis auf wenige Schritte asphaltfrei – über sandige Gehwege lief und von Grünstreifen zu Grünstreifen ins Gasthaus «Zwei Linden» sprang, um etwas Warmes, Gekochtes, Gegartes zu essen und mir in bierschwerer Runde Gasthofgeschichten anzuhören. Die Männer im Wirtshaus waren Handwerker und Landwirte, die Frauen Lageristinnen und Kassiererinnen in den Discountern an den Rändern der nächstgrößeren Städte: Krakow, Plau und Lübz. Eine junge Mutter, die bei Penny an der Kasse saß, erzählte, sie habe immer eigenes Kleingeld im Kittel, den Säufem fehle andauernd ein Cent, um die Flasche Korn bezahlen zu können, oder sie suchten zu lange mit zittrigen Fingern, da lege sie schnell die fehlende Münze dazu, «sonst gibt das nur Stress». Ein Bauer ließ wissen, er habe soeben seinen «Brotweizen» geerntet, genau mit dem richtigen Proteingehalt, um ihn zum Höchstpreis zu verkaufen. Den kümmerlichen Raps lasse er stehen, er hoffe auf Hagelschlag und eine satte Versicherungssumme.

Am Tresen war ein Rechnen wie an der Börse, die meisten wetteten in diesem Jahr auf Mais, auf «Futtermais» für die Rind-Brötchen-Gurke-Konsumenten und auf «Energienmais» für

Biogasanlagen. Die Zusammensetzung meines «Strommixes» fand Ausdruck in endlosen Maisfeldern und spitz zulaufenden Biogas-Meilern, oft hatte ich gleich zwei nebeneinander gesehen.

«Wie schöne, straffe Brüste, wa?», fragte einer.

Ich saß in einem Gasthof in der sogenannten Provinz, aber mir war, als liefen genau hier alle Fäden des Weltgeschehens zusammen. Deutschland war Maisland geworden, erst wegen der Massentierhaltung, dann wegen der Energie- wende. Seit 1980 hat sich die Anbaufläche von Mais im Land verdreifacht, nach Fukushima bauten sie noch mal mehr an, erklärten die Bauern, das Land sehe komplett anders aus als vor wenigen Jahren.

In Dobbertin lernte ich auch einen jungen Schlachter kennen, der sagte, seit den Sanktionen gegen Russland habe er kaum noch Arbeit. Vor dem Krimkrieg wurden fast alle Schweine, die er in Filets, Koteletts und Nackenstücke zerlegte, nach Moskau exportiert. Mit jeder Bombe, die Putin jetzt auch noch auf Aleppo werfen lasse und jeder Vollversammlung der Vereinten Nationen, die darauf folge, rücke die Arbeitslosigkeit näher an sein Leben. Der Mann hatte zwei kleine Kinder.

Ein außer Kontrolle geratenes Atomkraftwerk in Japan, die Besetzung einer Halbinsel im Schwarzen Meer, ein Bürgerkrieg in Syrien und die Zukunft einiger Männer in einer ostdeutschen Kneipe, alles hing mit allem zusammen, jetzt, da nicht mehr Eiszeiten die Erdoberfläche prägten, sondern Subventionen, und eine Entscheidung in New York, Berlin oder auf dem Kommandostand eines russischen Flugzeugträgers im östlichen Mittelmeer einen Mecklenburger zum Gewinner oder Verlierer der Geschichte machen konnte, je nachdem, ob er auf Mais oder Fleisch gesetzt hatte.

Was ist heute eigentlich der Zufluchtsort für Romantiker – das Land oder die Stadt? Wo spielt sich Wesentliches ab und wo Nebensächliches? War ich wirklich ein Aussteiger mit meinen Stiefeln und der staubigen, taschenbesetzten Hose? Oder nicht eher ein Einsteiger?

Der junge Schlachter sagte, die einzigen beiden Parteien, die gegen Sanktionen gegen Russland seien, also am ehesten seinen Job retten könnten, wenn sie an der Regierung wären, seien die Linke und die AfD. Aber er bringe es nicht über sich, sie zu wählen. Seine Überzeugungen waren ihm wichtiger als seine berufliche und finanzielle Sicherheit.

Als Stadtkind fragte ich mich, ob ich bei Wahlen je gegen meine Interessen gestimmt hatte. Ob es überhaupt möglich war, in Berlin, Hamburg oder München derart existenziellen Entschei-

dungen ausgeliefert zu sein wie der Schlachter von Dobbertin. Wählte ich die Grünen, weil mir an Umweltschutz lag, nahm ich eventuell einen etwas höheren Steuersatz in Kauf. Stimmt ich für die CDU, um Angela Merkel in ihrer Flüchtlingspolitik zu bestärken, würde es vermutlich nichts mit einem Tempolimit auf den Autobahnen. Aber nie ging es um meinen Job.

Als Reporter fragte ich mich, wieso so selten etwas über Menschen wie den Schlachter von Dobbertin zu lesen war. Tauchte er nicht zur Romanfigur, mehr noch als AfD-Günther, weil er mit sich rang und kämpfte?

Warum, verdammt, traf ich diesen Mann erst jetzt?

Auch im Gasthof fiel hin und wieder das Wort «Lügenpresse», hinzu kam die Vokabel «Märchenmedien», die war mir neu. Als Journalist weiß ich, dass es keine Verschwörung der Eliten gibt und der Begriff «Lügenpresse» eine Erfindung der eigentlichen Lügner ist, der Hetzer vom rechten Rand. Trotzdem haben Menschen wie ich – nicht nur Journalisten, auch Filmregisseure, Professoren, Politiker und viele Talkshowdauergäste – einen Fehler gemacht. Wir waren träge. Das ist ein schwerer Vorwurf an Leute, die von Berufs wegen neugierig sein sollten. Unser Kontakt zu viel zu vielen Menschen ist gerissen. Vor allem zu jenen auf dem Land.

Die meisten Redaktionen sind voller Städter, die fast immer auch Akademiker sind. Das ist kaum vermeidbar, eher systemimmanent, weil es in meinem Beruf um Lesen und Schreiben geht, nicht darum, wie man ein Schwein schlachtet, einen Motor wartet oder ein Dach deckt. Der Fehler ist, sich deshalb wissend zu fühlen statt beschränkt. Wer verdrängt, dass es die anderen sind, die etwas können und etwas erleben, ist verschlossen da, wo Aufgeschlossenheit angebracht wäre.

2. Kapitel: Die Mitte

Zwischen Elbe und Werra erläuft Sußebach sich die Mitte Deutschlands

Als ich herabstieg vom Berg, lag ein Nebelsee im Tal, die ersten Buchen waren bronzen gefärbt, vom trockenen Spätsommer und beginnenden Herbst. Hin und wieder schneite es Blätter, ein Flirren wie der Konfettiregen bei Pokalübergaben, aber in allumfassender Stille. Auf den Weiden blühte Klee, blassblau verpackte Heurollen standen herum wie Riesenpastillen und rochen süßlich-gärend. Oberhalb eines Ortes lief ich über einen Friedhof und nahm im Notizbuch ein paar Namen voller Vokale mit, die auch Liviu, dem rumänischen Arzt, gefallen hätten: Anneliese, Emma, Alwin und Edeltraut.

Ich durchschritt einen Buchenwald hoch über der Werra. Erst stieg ich bergauf, dann bergab. Als ich an den Waldrand kam, sah ich die Tankstelle.

Vier blaue Fahnen, eine vertraute Raute und auf dem Tankstellendach ein luftgefüllter Würfel, auf dem stand: *So heiß. So frisch. So lecker.* Schlüsselworte in einer vertrauten Typographie. Fast jede Marke hat ihre eigene Hausschrift, Mercedes-Benz eine monarchisch barocke, die Deutsche Bahn eine sachlich serifenlose, Aral diese weiße, weich gerundete auf blauem Grund.

Die Tankstelle war die erste in Reichweite auf meiner Reise, wie etwas Vertrautes und wie ein Versprechen lag sie da, hastig stolperte ich den Hang hinab und musste an den Sozialgeographen denken, der von Tankstellen als Landmarken der Gegenwart gesprochen hatte: «Früher sah man von weitem die Kirchtürme, mit ihrem Glockenspiel und ihren Uhren synchronisierten sie den Alltag. Dann kamen Rathaustürme dazu; im Mittelalter war ja die Trinität von Markt, Kirche und Rathaus von Bedeutung. Jetzt gibt es wieder andere Markierungen und symbolische Repräsentationen.» So heiß! So frisch! So lecker! Nach vier Wochen mit lauwarmem Wasser und Rohkost, die das Land mir mal reichlich und mal rationiert zugeteilt hatte, war es eine berauschende Vorstellung, die Wahl zu haben – in einer Tankstelle, von der das fahrende Volk denkt, dort finde es nur das Nötigste.

Ich gestand mir einige Schritte auf Asphalt zu, die womöglich verboten waren, zumindest nach Maßstäben und Prinzipien der Stadt, deren moralischem Überlegenheitsgefühl ich mehr als 400 Kilometer entlaufen war, ging auf die gläserne Schwingtür zu wie ein Pilger auf eine Klosterpforte, trat ein in eine Fülle von Farben und Formen, Kühlschranksesumm und Kassengepiep. Zum Nötigsten gehörten: Eis, Chips, Schnaps, Schokolade, Nüsse, Zigaretten, Zeitungen, Bonbons, Illustrierte, Croissants, Salzstangen, Sonnenbrillen, Bockwürste, Ketchup, Motorenöle, Prepaidkarten, Scheibenwischer, Schwämme, Brot, löslicher Kaffee, Konservenuppen, Ladekabel, Stromadapter, Blumensträuße, Mandala-Malbücher, Scheibenklar, Tiefkühlpizzen, Nudeln, Gewürzgurken, Hörbücher, Teebeutel, Senftuben. An der Stirnwand dieser Kirche des Konsums stand ein achtflügeliger Altar, der Getränkekühlschrank. Darin war das Angebot von Tugend zu Laster sortiert, begann links mit Wasser, ging nach rechts in Säfte über, dann in Limonaden, Energydrinks, Bier-Mischgetränke, Bier, zuletzt härtere Sachen. Ich zählte 20 Sorten Wasser, 22 Energydrinks und 36 Biere, stand unschlüssig herum, überfordert von der sofortigen Verfügbarkeit von allem und be-

obachtet von zwei Frauen hinterm Kassentresen, eine ältere, die mich beäugte, und eine jüngere, die Strubbelhaare weiß gebleicht, belegte Brötchen arrangierend.

Aus dem Kühlaltar nahm ich eine Flasche Kakao, ging zur Kasse, bestellte noch mehr Milch in Form eines Cappuccino, dazu ein Croissant, ewig nicht gegessen, und zwei Zeitungen. Ich sagte den beiden Frauen, dass ich gern einige Stunden in ihrem Schlaraffenland verweilen würde, und war in Sorge, sie hätten kein Verständnis, ist eine Tankstelle doch kein Ort des Bleibens, sondern des Kommens und Gehens, des Schwungholens, Krafttankens und Weitermachens. Wenig später merkte ich, dass das ein Irrtum war.

An einem Stehtisch, auf einem Barhocker sitzend, trank ich, aß ich, las in der Zeitung von einer Waschbärenplage und schaute Klassenfotos der Schulanfänger an, erwartungsfrohes Zahnückenlächeln. Es war später Vormittag, Handwerkerzeit, Männer in Zimmermannshosen kauften Bockwürste, die schrumpelig im Heizglas standen und an anatomische Absonderlichkeiten im Keller einer medizinischen Fakultät erinnerten. Die Kunden trugen Arbeitskleidung mit rotem Engelbert-Strauss-Label, dem Statussymbol des Landvolks, aus Bein- und Brusttaschen ragten Zollstöcke und Bleistifte. Es gab keinen Rucola-Salat und kein Bärlauchpesto, die Brötchen waren mit Butter beschmiert und mit Remoulade getränkt; es gab wenig, was ein Städter gegessen, und viel, worüber er gelächelt hätte, aber über allem lag der fürsorgliche Ton der beiden Frauen, von denen ich mittlerweile wusste, dass die ältere Renate hieß und die jüngere Mandy.

«Soll ich's in Folie packen?»

«Na, ausgeschlafen?»

«Grüß mal zu Hause!»

«Wie war der Urlaub?»

In einer ruhigen Viertelstunde kam Mandy an meinen Tisch und erklärte mir den Tagesablauf, den Wechsel der Kundschaft je nach Uhrzeit: Dies war Waldland, Holzfällerland, Sägewerkland. Morgens um fünf kämen Männer wie Frauen, Schichtarbeiter auf dem Weg zur Arbeit oder nach Hause, gegen neun die Handwerker, am späten Vormittag die Hausfrauen auf Einkaufstour, nachmittags die Büroangestellten und Kinder auf der Jagd nach Pokémon-Karten, abends junge Leute, die Pizza und Bier für Hauspartys kaufen, nachts übermüdete Lastwagen- und Langstreckenfahrer, zu jeder Tages- und Nachtzeit Notärzte, Polizisten, Mitarbeiter von Pflegediensten. Mandy war nicht nur Kassiererin, sondern auch Brötchen-Schmiererin, Lottoschein-Annehmerin, Spülmaschinen-Einräumerin, Tankdeckel-Öffnerin, Reifenwechs-



lerin, Scheibenwischwassereinfüllhelferin und Café-Barista, vor allem ZuhörerIn, Beichtmutter, Trösterin. «Abends öffnen sich die Herzen», sagte sie, dann geht es um Ehekrisen, Entlassungen, Schichtstress, Geldsorgen und Erziehungskummer.

So saß ich in einer Tankstelle und dachte: Vielleicht müssen wir doch nicht alle miteinander wandern gehen, sondern nur 24 Stunden an diesem wohl letzten klassenlosen Ort verbringen, dieser Kathedrale des zu Ende gehenden Karbonzeitalters, immer erleuchtet, immer geöffnet für Katholiken, Protestanten, Muslime, Hindus, Agnostiker und Atheisten, für Junge und Alte, für Müde und Wache, für Reiche und Arme, einem Ort, an dem alle dasselbe suchen, in der gleichen Schlange warten und denselben Preis bezahlen, denn Tanken muss jeder, der ein Auto hat, und das sind in Deutschland viele. Ich überlegte, ob all die Meinungsforscher, die zuletzt so oft danebenlagen bei der Frage, was das Volk beschäftigen, sich einmal ausführlich mit Mandy unterhalten sollten. Und ob Redaktionen ebenso viele Hinterland- wie Hauptstadtkorrespondenten beschäftigen müssten, um Antworten auf Fragen zu bekommen, die sie von selbst nicht stellen. Um ein Ohr zu haben für jede Ansicht, jede Dummheit, jede Hoffnung, jede Idee, jede Einfalt, jede Vielfalt, jede Alltäglichkeit, jede Angst – nicht, um sie sich anzueignen, aber um sie zu kennen. Um herauszufinden, was anderen wichtig ist. Nicht uns.

3. Kapitel: Der Süden

Ab der Rhön geht es dann mit großen Schritten auf den Endpunkt der Wanderung zu: die Zugspitze

Zum Ende der fünften Woche erreichte ich den Main. Nicht dort, wo sich der Fluss wie ein Postkartenmotiv durch sein Tal windet, sondern in einer ebenen Auenlandschaft bei Schwarbach. Hier reihte sich Zeltplatz an Zeltplatz. Männer auf Jetskis quirlten das Wasser auf. Ihre Frauen saßen auf Plastikstühlen am Ufer, leckten die Fingerkuppen feucht und blätterten durch Modezeitschriften.

Wieder war es ein heißer Tag, der Sommer, so spät im Jahr gekommen, wollte nicht weichen. Dreißig Grad und mehr im September, die Erde rissig, auch meine Haut, die Augenlider schorfig, die Unterarme verbrannt. Vor vielerlei Augen stieg ich eine Steintreppe hinab in den Fluss, ohne Schuhe, aber in Hemd und Hose, voller Staub und Schweiß. Als die Kühle des Wassers alles durchdrungen hatte, zog ich mich aus, wrang alles zusammen wie einen Schwamm, warf ein nasses Bündel ans Ufer und schwamm

durch den Fluss, einmal unter die Weiden auf der anderen Seite und zurück, schwamm gegen die Strömung, die nach regenlosen Wochen nur noch schwach war, holte Luft, tauchte unter und trank Mainwasser, so sehr war mir nach Abkühlung von außen und von innen.

Zeltplatz war das falsche Wort für den Ort, an den ich an diesem Tag geraten war. Ein Provisorium war so verhäuslicht worden, dass es kein Provisorium mehr war. Soweit ich sehen konnte, war mein Zelt das einzige zwischen Hunderten von Wohnmobilen und Wohnwagen am Flussufer. Die Menschen waren mit ihren Autos «raus in die Natur» gefahren, um dort dicht an dicht auf einer parzellierten Wiese zu sitzen und alles zu tun, um beim

Grillen den grillenden Nachbarn zu ignorieren. Die Grenzen der Stellplätze waren mit Geranientöpfen markiert. Viele Gäste hatten Fahnen gehisst: bayerische Rauten, fränkisches Rot-Weiß, das Südstaatenkreuz, Totenköpfe. Überall Quietschen und Klappern, das beim Öffnen und Schließen von Tupperdosen entsteht, dazu das Surren kleiner Kühlschränke. Männer drehten Markisen aus den Dächern ihrer Wohnmobile. Frauen wedelten ihre frisch lackierten Nägel trocken. Ich sah Paare, die mit Handbesen Baguettekrümel von Stuhlpolstern fegten. Am nächsten Morgen putzten sie Vogelscheiße von den Windschutzscheiben ihrer Autos, mit destilliertem Wasser.

Alles war so eng wie in Woodstock, nur ohne Lust auf Gemeinschaft. Oder war ich nur neidisch auf die anderen? Auf ihre frisch gewaschene Wäsche, ihre gekühlten Getränke, ihre eingekreimten Beine?

Mit der Betoniertheit des Landes kam die Be-



ISBN 978-3-499-63169-6

toniertheit des Denkens zurück, auch bei mir. In der Stille des Nebeneinanders konnten allerlei Vorurteile wachsen, schaute ich so abschätzig auf die anderen wie sie auf mein hüft Hohes Zelt.

Ich ging tags darauf durch streng gekämmte Weinberge, barocke Örtchen mit Schnörkelkirchen klebten an den Hängen, ich naschte Trauben, gedrückt von dem Gefühl, größeren Mundraub zu begehen als beim Mais. Hier stahl ich Kulturgüter. Der Kontakt zu den Menschen brach ab, aber die Landschaft wurde einladender, lieblicher – noch ein altes Wort, das gebraucht werden wollte. Jedem Feldquadrat war Pflege, jedem Rebstock Handarbeit anzusehen. Städter nehmen Landschaft meist als etwas Gegebenes wahr, dabei steckt schon im Begriff das Menschgemachte, das Schaffen, das Gemeinschaftswerk: Mannschaft, Nachbarschaft, Landschaft. Jetzt erkannte ich die Mühen, die Akkuratesse und meine kleine, trotzige Wilderei darin.

Als wolle das Wetter mein Stimmungstief illustrieren, sandte es eine Kaltfront vom Atlantik nach Mitteleuropa. Sie erreichte das Altmühlal zu selben Zeit wie ich, am vierzigsten Tag. Das Tal war tief, schmal; Wolken legten sich wie ein grauer Deckel darüber, es regnete pausenlos, die Welt wurde eng. Nebel ließ Blicke ins Leere laufen, auch waren da keine Geräusche aus der Ferne mehr, nur noch nahes Tropfen, Triefen, Klöppeln und das Rascheln des Regenponchos. Es war so feucht, dass die Brillengläser beschlugen. Ich lief durch Fichtenwälder, in denen Nässe die Baumstämme schwarz gefärbt hatte; die Nadeln unter den Sohlen knirschten nicht mehr, jedem Schritt folgte ein Schmatzen, bei jeder Erschütterung verwandelten sich Kieselsteine vor meinen Stiefeln in Kröten und sprangen davon.

Irgendwo hier verlief der Limes, die alte Grenze zwischen Raetien und Barbaricum; einige Römerstraßen sollten noch erhalten sein, als bemooste Dämme in den Wäldern. Auf ihnen zu laufen, hätte ich mir erlaubt, obwohl diese Wege der Anfang von etwas gewesen waren; antike Autobahnen. Jetzt fand ich sie nicht. Manchmal sah ich die Altmühl, der Regen malte Ringe in den Fluss. Auf Uferwiesen lagen Kanus, schlank wie Fischleiber. Die Wetterwarte der Zugspitze meldete Schnee. Noch 160 Kilometer.

In Dollnstein quartierte ich mich in einem Gasthof am Fluss ein und blieb zwei Tage. In dem Haus war alles verblasst, die Fassade, die Markise, die Teppiche, die Gardinen. Ich schien der einzige Gast zu sein, im Frühstücksraum saß ich allein. Tags sah ich aus meinem Fenster in den Regen. Einmal posierte ein Hochzeitspaar unten am Fluss, spitzfingrig zog die Braut ihr Kleid hoch und stakste durch Pfützen, der Bräu-

tigam machte ein Schmerzengesicht im Wind, dazu lachten Enten ihr Schnatterlachen.

Auch Dollnstein hatte einst an einer Römerstraße gelegen, Archäologen gruben hier Reste einer Villa Rustica aus, eines antiken Landgutes. Im Mittelalter war der Ort ein bedeutender Markt, bis heute prägt eine Burg die Silhouette. Jetzt ist Dollnstein nur noch Durchgangsstation von Rad- und Boottouristen, die der Altmühl in Richtung Donau folgen. Über dem Ort lag eine Saisonschlussmüdigkeit, die meiner Erschöpfung angesichts des nahenden Endes ähnelte.

Im leeren Gastraum hörte ich Radio, wie zur Reintegration. Auf Bayern 3 lief Werbung, bald war «Weltreifeitag ... Winterreifen nicht vergessen», es folgten die Nachrichten, Syrien, Merkel, Islamischer Staat, Trump und «ein Wetter, da möchte man gar nicht vor die Tür gehen», sagte die Sprecherin. Der Verkehrsfunk meldete Stau und stockenden Verkehr, hier «eine Viertelstunde Zeitverlust» und dort «sogar zwanzig Minuten». Dann Durchhalte-Musik und eine Gute-Laune-Moderatorenstimme, die den radiüblichen Countdown bis zum Wochenende anzählte:

«Nur noch drei Tage, dann ...»

Die Zeit lief wieder linear.

Die Wirtin und ich saßen beisammen und sprachen. «Die Leut'», sagte die Frau, «die hatten's nie so eilig wie heute.» Vor dreißig Jahren habe sie mit ihrem Mann das Lokal von den Eltern übernommen, damals kamen Sonntagsausflügler und blieben zwei Stunden. «Heut' wollen alle schon beim Bestellen bezahlen.» Der typische Tourist? Ein Radler, der darauf besteht, sein 2000-Euro-Gefährt auf der Sonnenterrasse direkt neben den Tisch zu stellen, statt es unten am Fluss anzuschließen, der dann Rhabarberschorle ordert und patzig wird, wenn es mal nur Apfel, Traube, Johannisbeere oder Kirsche gibt, der bei seiner Beschwerde der Wirtin aber kaum in die Augen schaut, weil er zur selben Zeit auf seinem Tachometer die gefahrene Strecke, die Durchschnittsgeschwindigkeit und Trittfrequenz prüft. Selbst Hotelgäste haben keine Ruhe mehr, schlafen nicht aus, sondern wollen sonntags um sieben Uhr frühstücken und dann weiter. Zum Buffet kommen sie mit Helmen, Handschuhen und Windschutzbrillen. Wie ein Sondereinsatzkommando vor einer Geiselnbefreiung.

«Die genießen nicht mehr, die machen nur Strecke und ziehen Bilanz», sagte die Wirtin. «Jetzt ist den Leuten die Gemütlichkeit sogar im Urlaub verlorengegangen. Versteh ich nicht.» Als Geschäftsfrau hatte sie ihre Schlüsse daraus gezogen. «Seit ich die Salatplatte *Vitalis* nenne», sagte sie, «verkaufe ich sie viel öfter als früher.»